

Gianluca De Candia

Die Dynamik des Wortes

Fortwährende Übersetzung als Prinzip
christlicher Überlieferung



FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025

Hermann-Herder-Straße 4, D-79104 Freiburg i. Br.

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: Paul Klee (1879–1940), “Wachstum der Nachtpflanzen”, 1922,
Öl auf Karton, 47,3 × 34 cm, München, Staatsgalerie Moderner Kunst - (c) akg-
images

Satz: ZeroSoft SRL, Timisoara

Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-02452-8

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-83847-7

Τὸ γὰρ γράμμα ἀποκτείνει,
τὸ δὲ πνεῦμα ζῳοποιεῖ

Paulus, 2 Kor 3,6

Sobald nämlich in den Anfangszeiten des Glaubens
jemandem eine griechische Ausgabe in die Hände fiel
und er sich einbildete, in beiden Sprachen einigermaßen
mitreden zu können, machte er sich waghalsig ans Übersetzen.

Augustinus, *doctr. christ.* II, 16

Aliquo modo Scriptura cum legentibus crescit,
quod a rudibus lectoribus quasi recognoscitur,
et tamen doctis semper nova reperitur [...]
Dum narrat textur, prosit mysterium.

Gregorius Magnus, *Moralia in Iob*, XX, I, 1

Jede Übersetzung ist ein messianischer Versuch,
der sich der Erlösung nähert.

Franz Rosenzweig

Inhalt

Einleitung	9
Der Glaube <i>gleichsam</i> er selbst	9
Anmerkungen	15
 1. Umgangsformen mit Fremdsprachen und -kulturen in der Antike.	19
1.1 Die Griechen und die Sprache der Fremden	19
1.2 Die Römer und die Sprache der Fremden	22
1.3 Die Juden, die Fremden und ihre Sprache: zur Übersetzbarkeit der Torah nach jüdischem Verständnis	27
1.4 Die Christen, die Fremden und ihre Sprache: zur Übersetzbarkeit des Kerygmas nach christlichem Verständnis	40
Anmerkungen	49
 2. Kerygma als Artikulation einer Intensitätserfahrung. Vom epidigmatischen zum paradigmatischen Übersetzen	67
2.1. Ein Blick hinter die Verschriftlichung – notwendig und unmöglich	67
2.2 Kerygma als Übersetzung einer Bedeutsamkeitserfahrung: die „Mal-Setzung“	75
2.3 Die Übersetzbarkeit am Beispiel der literarischen Form des christlichen Schriftenkorpus	96
2.4 Die Übersetzbarkeit am Beispiel der Medienwahl des christlichen Schriftkorpus	102
2.5 „Hellenisierung“ des Christentums als intersemiotische Übersetzung	105
2.6 „Kanon“ im Plural: primäre und sekundäre Kanonisierungsprozesse	110
Anmerkungen	117
 III. Im Kanon nichts Neues? Zur Extension des katholischen Traditionsverständnisses	141
3.1 Ecclesia semper reformanda: Treue zur Tradition als Mut zur Transposition	141

3.2 Gehorsame Wissenschaftsfreiheit der Theologie – ein hölzernes Eisen?	147
3.3 Von einem „negativ-ausgrenzenden“ zu einem „positiv-bestimmenden“ Lehramtstypus	149
3.4 Katholische Theologie und die Dynamik fortwährender Tradition	164
Anmerkungen	171
Ausblick	183
Zurück in die Zukunft.	
„Synodalität“ zwischen „Responsabilität“ und „Responsivität“ .	183
Anmerkungen	190

Einleitung

Der Glaube *gleichsam* er selbst

Im allgemeinen Sprachgebrauch wird zwischen Übersetzern und Dolmetschern unterschieden: Erstere arbeiten mit schriftlichen Texten, letztere vermitteln mündlich zwischen zwei Sprachen. Beiden gemeinsam ist jedoch *die Erfahrung*, dass bei der Übertragung oft nicht dasselbe wiedergegeben werden kann, sondern – wie Umberto Eco provokativ formulierte – „*quasi* dasselbe mit anderen Worten“.¹ In einigen Fällen hängt nämlich die sachliche Kontinuität „desselben“ von der Flexibilität oder Ausdehnung dieses „quasi“ ab. Diese Ungleichheitszone zwischen den beiden Idiomen führt nicht zu einer absoluten, sondern zu einer relativen Unübersetzbarkeit. Nicht selten geht es nämlich nur darum, in der Zielsprache Wendungen oder Umschreibungen zu finden, die das im Original Gemeinte sinngemäß vermitteln und es im neuen Sprachhorizont zum Leben wiedererwecken, nicht selten jedoch als *gleichsam*, *annähernd*, *beinahe* Gleichen. Lexikalische Systeme sind freilich nicht deckungsgleich in dem Sinne, dass zwischen den einzelnen Wörtern, Ausdrücken oder Genera eine Eins-zu-Eins-Beziehung besteht. Vielmehr muss im konkreten Fall zwischen zwei Sprachwelten unterschiedlich *verhandelt* werden.² Von einer gelungenen Übersetzung, insbesondere literarischer Texte, kann daher nur dann gesprochen werden, wenn nicht nur die syntaktische Struktur und der semantische Gehalt und damit die *Intention des Textes*, sondern auch die gattungs- und autorenspezifischen, stilistischen, metaphorischen, phonosymbolischen Kompositionsqualitäten eines Textorganismus wiedergegeben werden. Es ist, als ob – um das bekannte italienische Wortspiel „traduttore / traditore“ aufzugreifen – ein gewisser Verrat (it. *tradire*) geradezu notwendig wäre, um der Vorgabe gerecht zu werden (it. *tradurre*) und sie getreu weiterzugeben (lat. *tradere*).

Das von Barbara Cassin geleitete Projekt des „*Dictionnaire des intraduisibles*“³ illustriert diesen Sachverhalt am Beispiel jener europäischen philosophischen Begriffe, die im internationalen Fachdiskurs weitgehend – und nicht ohne syntaktische Kosten – als „unübersetzbar“ gelten.⁴ Als Alternative zu einem Sprachfetischismus, der sich an die Fremdwörter klammert, zur Idee einer Universalsprache (d.h. einer angloamerikanischen Weltsprache⁵ – die subtile Polemik gegen die analytische Philosophie ist kaum zu verhehlen) und zur gegensätzlichen Annahme von der absoluten Inkommensurabilität der Sprachen, wird die These von der sprachlichen Pluralität vertreten, indem der innere Sinngehalt des Originallemmas unter Berücksichtigung der kontext- und autoren-spezifischen Unterschiede diskutiert wird. Auch in diesem Fall wird deutlich, dass übersetzen nichts anderes ist als eine Form des Auslegens.⁶ Wenn es wahr ist, dass die Denkstrukturen divergieren, weil die Sprachstrukturen abweichen, dann ist es ebenso wahr, dass das Denken den kulturspezifischen Sprachmodus formt. Die Frage jedoch, die in diesem philosophischen Lexikon hinter der Liebe zum Detail und zur Kontextualisierung offenbleibt, ist die, ob es prinzipiell ein Idiom gibt, das *besser* geeignet ist, einen bestimmten Gedanken prägnant auszudrücken, nämlich eben jenes Idiom, in dem der bestimmte Gedanke historisch *entstanden* und *inskribiert* worden ist. Genau in dieser Präzedenz liegt meines Erachtens die Erfahrung des „*quasi* dasselbe mit anderen Worten sagen“ begründet, die jede Übersetzung zu einer analogen kreativen Annäherung, geradezu zur Auslegung macht.

Wendet man diese Grundfragen nun auf die christliche Theologie an, so kommt der Leserin und dem Leser vielleicht als erstes die in der zeitgenössischen Diskussion inzwischen verstummte Formel von der „Hellenisierung des Christentums“ in den Sinn. Inwieweit diese Übersetzung des Christuskerygmas in eine konziliar normierte Sondersprache, deren Begrifflichkeiten metaphysischen Ursprungs sind, das Original *verbessert* hat, bleibt eine brisante Frage. Auf den folgenden Seiten soll diese Frage als ein Beispiel, freilich ein grundlegendes Beispiel für die signifikatorische Wirksamkeit des Kerygmas, ja für die

schöpferische Dynamik des „Wortes vom Kreuz“ (1 Kor 1,18), diskutiert werden.

Bekanntlich wurde die Normativität dieses „Wortes“ in der reflexiven Erschließung des christlichen Glaubens jeweils durch eine – manchmal einseitige – Bindung an die Schrift (sola-scriptura-Prinzip) oder an die Geschichte (Heilsgeschichtstheologie, Traditionskult), an die Verkündigung (Kerygmatheologie) oder an metaphysische Voraussetzungen (Lehre vom Verbum interior) erklärt. Im Hintergrund dieses Buches steht der Versuch, die Wechselbeziehungen zwischen diesen Dimensionen und die Art und Weise, wie sie sich gegenseitig korrigieren können, am Leitfaden des Übersetzungsbegriffs in den Blick zu nehmen. Es ist erstaunlich, wie Goethe in einer berühmten Passage des *Faust* gewissermaßen all diese Dimensionen in der „Übersetzung“ dieses „Wortes“ gleichsam zum Ausdruck bringt:

Geschrieben steht: „Im Anfang war *das Wort!*“
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders *übersetzen*,
Wenn ich vom Geiste recht *erleuchtet* bin.
Geschrieben steht: Im Anfang war der *Sinn*.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daß deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war *die Kraft!*
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! Auf einmal seh' ich Rat
Und schreibe getrost: Im Anfang war *die Tat!*⁷

Die Frage nach der „Übersetzbarkeit“ der in der Gestalt Jesu Christi offenbar gewordenen Tat und Kraft Gottes („δύναμις θεοῦ“ 1 Kor 1,18) und ihrer angemessenen Interpretation (Sinn) steht nämlich von Anfang an im Zentrum christlicher Verkündigung und Theologie. Hiervon ausgehend wird im Folgenden „Übersetzung“ unterschiedlich verstanden: im engeren Sinne als

Übertragung in fremde Sprachen, im weiteren Sinne als Auslegung Jesu (als Genitivus subjectivus und objectivus) oder gar als Transposition des mündlichen Christuskerygmas von einem sprachlichen Medium in andere Medien (Ritus, Erzählung, Text, Bild), die ihrerseits intra-semiotisch oder inter-semiotisch, kanonisch und extra-kanonisch sein können; schließlich als Anwendung von Glaubensüberzeugungen auf praxisrelevante Fragestellungen.

Das Historische und das Theologische, d.h. die Rekonstruktion des Verhältnisses von überlieferten Glaubensüberzeugungen und ihren normativen Orientierungsfunktionen sowie der Grundsatz, dem Christentum als Geschichts- und Wortreligion im Modus der Übersetzung eine Theoriegestalt zu geben, werden in systematischer Hinsicht von folgender Leitthese geleitet: *Kontextualisierung und Historisierung sind in Bezug auf die Tradition geltungskompatible Operationen und darüber hinaus eine unerlässliche Voraussetzung dafür, den kontextübersteigenden, zustimmungsfähigen Gehalt aus der Überlieferung überhaupt erst herausarbeiten zu können.*⁸ Diese These mag auf den ersten Blick komplex erscheinen, wird jedoch in einer möglichst zugänglichen Weise ausgeführt.

Unter dem Titel: „Umgangsformen mit Fremdsprachen und -kulturen in der Antike“ wird im einleitenden Kapitel das Verhältnis der Griechen und der Römer zu fremden Sprachen und ihr Desinteresse respektive Interesse an Übersetzungen rekonstruiert. Es folgt eine Darstellung desselben Problems in der altjüdischen Theologie unter besonderer Berücksichtigung der Bedeutung, die diese der „Übersetzbarkeit“ der Torah beimisst. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Offenheit, die charakteristisch für die früheren Christen ist, gegenüber der ethnischen und sprachlichen Vielfalt der Adressaten der Verkündigung eine besondere Kontur, und zwar nicht ohne Bezug auf jene jüdisch-hellenistischen Traditionen, die am Rande der frühen rabbinischen Autorität standen (wie Philo Alexandrinus). Es wäre jedoch zu kurz gegriffen, das besondere Verhältnis der Christen zur Sprachenvielfalt und Übersetzbarkeit der religiös autoritativen Schrif-

ten (nicht nur der Septuaginta) ausschließlich als Rezeption des alexandrinischen Hellenismus zu interpretieren.

Das zweite Kapitel ist das Herzstück dieses Buches und der Dynamik des besonderen Wortes gewidmet, das das Christuskerigma als „Interpretament“ einer Bedeutsamkeitserfahrung darstellt (*Kerygma als Artikulation einer Intensitätserfahrung. Vom epidigmatischen zum paradigmatischen Übersetzen*). Beim Christuskerygma geht es (noch) nicht in erster Linie um die Interpretation der Intention eines Textes, sondern um die Interpretation der *Intention einer Person*, wie sie mittels der Bedeutsamkeitserfahrung und Deutung anderer auch Späteren zugänglich wird. In der Revision der semiotischen Pragmatik, wie sie Frithjof Rodi eröffnet hat, liegt der Schlüssel vor, um die signifikatorische Prägnanz und den sinnstiftenden Charakter des Kerygmas zu artikulieren. Zwei Neologismen werden dabei von entscheidender Bedeutung sein, an die bezeichnungspraktisch anzuknüpfen ist: die „Mal-Setzung“ und die „Epidigmatik“.

Im Gegensatz zu „Marken“ (die auf *agenda*, auf bevorstehende Handlungsimpulse verweisen) und „Spuren“ (die auf *acta*, auf vergangene Handlungen referieren), ist ein „Mal“ nach Rodi Zeichen für eine erfahrene Bedeutsamkeit (*Memorable*)⁹ mit Appellcharakter. Ein „Mal“ bringt die erfahrene Wirklichkeit nicht im Sinne einer exakten Abbildung zum Ausdruck, sondern mit größtmöglicher „Prägnanz“ (d.h. es ist wahrheitsintensiv). Für das kollektive Gedächtnis und die intrakulturelle Interaktion sind solche „Mal-Setzungen“ wichtiger, als man auf den ersten Blick vermuten würde. Für die Funktion von „Malen“ als historisch situierte Ausdrücke konzeptualisierter Bedeutungserfahrungen verwendet Rodi auch den Begriff des „Epidigmas“. Der Begriff leitet sich vom griechischen ἐπιδείκνυμι ab, was „zur Schau stellen“, „vorzeigen“ oder „darstellen“ bedeutet. Die „Mal-Setzungen“ als Sedimentierung und Bündelung von historischen Bedeutungserfahrungen gehen deshalb von einer „epidigmatischen“ Charakterisierung aus und erfordern neuen kreativ-objektivierenden (d.h. wahrheitsextensiven) Formen ihres Verständlichmachens, wenn das „Mal“ nicht zum bloßen „Denkmal“ herabgewürdigt oder gar liquidiert werden soll.

Ausgehend von dieser Ausdruckslehre wird das Kerygma weder als nicht weiter spezifiziertes „Zeichen“ noch als „Symbol“, sondern gerade als „Mal-Setzung“ mit Appellcharakter neu bewertet. Die Epidigmatik erlaubt es freilich nicht nur den status nascendi, sondern auch die Resultate und die Wirkungsgeschichte weiterer explanatorischen Verstehensvollzüge des Christus-kerygmas in mündlicher, liturgischer, schriftlicher und dogmatisch-begrifflicher Art zu interpretieren, wobei *dasselbe*, jeweils *anders* übersetzt wurde. Auch die gegenwärtige Diskussion um den Offenbarungsbegriff als „Deutungskategorie statt Glaubensgrund“ kann als Indiz für die Spannung zwischen „Epidigmatik“ und „Paradigmatik“ diskutiert werden.¹⁰ Vor diesem Hintergrund stellt sich die unausweichliche Frage nach der „Kanonisierung“ des neutestamentlichen Schriftkorpus und seiner Interpretationskriterien sowie nach bestimmten „epidigmatischen“, von der Alten Kirche als „paradigmatisch“ deklarierten Formen neu. Insofern etwa die Sondersprache der konziliar normierten Dogmatik als epidigmatische und inter-semiotische Artikulation des Glaubensbewusstseins einer sich als „apostolisch“ verstandenen Interpretationsgemeinschaft erfasst wird, behalten diese Sprachregelungen eine „paradigmatische“ Orientierungsfunktion für die christliche Theologie, die jedoch naturgemäß nach neuen Übersetzungen verlangen.¹¹

Im dritten Kapitel wird daher unter der Überschrift „Im Kanon nichts Neues? Zur Extension des katholischen Traditionsverständnisses“ die Frage aufgeworfen, ob und wie einer bekenntnisgebundenen und wissenschaftlichen Theologie auch die Aufgabe zukommt, extensive epidigmatische Artikulationen des Glaubensgutes zu formulieren. Die Reflexion und Diskussion der Reformbestrebungen in der katholischen Kirche steht ja als öffentliches Interesse hier ebenfalls im Hintergrund. Dies führt zu der Frage, wie das Verhältnis zwischen Theologie und Lehramt heute geregelt ist. Die restriktive Verhältnisbestimmung von Lehramt und katholischer Theologie, die sich im Pontifikat Johannes Pauls II. in einer Reihe von Stellungnahmen der damaligen Glaubenskongregation abzeichnete und 1989 zur Einfügung eines zweiten Absatzes in c. 750 § 2 (CIC/1983) führte, soll hermeneutisch ana-

lysiert und in ihren Konsequenzen reflektiert werden. Leitend ist dabei die Hypothese, dass sich Interpretationsfortschritte im katholischen Lehrsystem stets im Hinblick auf die produktive Funktion eines weit gefassten Anwendungsbegriffs entscheiden, wobei das Spätere auch Konsequenzen für das Verständnis des Früheren hat. Ein authentisches inkarnatorisches Traditionsverständnis hat auf dem Doppelkriterium der Sach- und Situationsangemessenheit zu basieren. Dabei wird zwischen „Rück-Übersetzungen“ und „Neu-Übersetzungen“ unterschieden, und beide werden urteiltheoretisch profiliert und auch als legitime Aufgabe der kirchlich gebundenen Theologie im Überlieferungsgeschehen erklärt.

In einem Ausblick wird die Perspektive auf „Synodalität“ eröffnet, um sie als besondere dialogische Form und Laboratorium der „Responsivität“ und „Responsabilität“ zu verstehen, in dem angesichts einer unerhörten praxisrelevanten Frage eine Anwendung jenseits des üblichen Antwortrepertoires gesucht wird.

Für die Aufnahme dieses Werkes in das Programm des Verlags Herder und die Begleitung bei der Drucklegung möchte ich Herrn Dr. Stephan Weber meinen herzlichen Dank aussprechen. Für die bereichernden Diskussionen danke ich Herrn Dr. Sebastian Wolter sowie für das Lektorat, das er gemeinsam mit Herrn Charles Ducey durchgeführt hat.

Anmerkungen

- ¹ So lautet der deutsche Titel des Buches von Umberto Eco mit dem Originaltitel: „Dire quasi la stessa cosa“: *Quasi dasselbe mit anderen Worten: Über das Übersetzen*, Carl Hanser Verlag, München 2006.
- ² Vgl. ebd., 11.
- ³ Cassin, Barbara (Hg.), *Vocabulaire européen des philosophies: Le dictionnaire des intraduisibles*, Éditions du Seuil-Dictionnaires Le Robert, Paris 2004, XVII.
- ⁴ Um einige Beispiele zu nennen: griechisch: „λόγος“, „τὸ τί ἦν εἶναι“, „οὐσία“, „μίμησις“, „ἀλήθεια“, ἐνέργεια“, „ὑποκείμενον“; lateinisch: „intentio“, „ratio“, „jus“, „res“; deutsch: „Dasein“, „Seyn“, „Ereignis“, „Erscheinung“, „Aufhebung“.

- ⁵ Vgl. Cassin (Hg.), *Vocabulaire européen des philosophies*, XVII.
- ⁶ Das griechische Verb ἐρμηνεύειν (hermēneúein) hat drei Grundbedeutungen, wobei die dritte bereits in den zweiten enthalten ist: 1. „aussagen“ oder „ausdrücken“; 2. „auslegen“ oder „erklären“; 3. „übersetzen“ oder „dolmetschen“. Vgl. Ebeling, Gerhard, *Hermeneutik*, in: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. III, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1959, Sp. 242–262; hier: 243.
- ⁷ Goethe, Johann Wolfgang von, *Faust: Eine Tragödie*, in: Ders., *Sämtliche Werke*, Bd. 5, J. G. Cotta, Stuttgart 1881, 30 f. (meine Hervorhebung).
- ⁸ Vgl. dazu den wünschenswert problembewussten Artikel von Dutt, Carsten, *Die Rede vom Klassischen heute. Semantik und Sozioepistemologie*, in: Valk, Thorsten (Hg.), *Die Rede vom Klassischen. Transformationen und Kontinuitäten im 20. Jahrhundert* (Schriftenreihe des Zentrums für Klassikforschung, Bd. 5), Wallstein, Göttingen, 323–344; zum Problem von „Genese und Geltung“ aus hermeneutischer Perspektive vgl.: De Candia, Gianluca, *Wirkungsgeschichte und kontinuierliche Geltung. Verstehen, Interpretieren und das Ziel des zustimmungsfähigen Sinnzusammenhangs*, in: *Zeitschrift für Theologie und Philosophie* 146 (2024), 167–196.
- ⁹ In der Erzählforschung wird unter einem „Memorable“ eine prägnante historische Begebenheit verstanden, die als abstrakter Bedeutungskern einer bzw. mehrerer Erzählungen über dasselbe historische Ereignis dient. In der Theorie der „Einfachen Formen“ von André Jolles zählt das „Memorable“ zu den neun Grundformen des Erzählens (vgl. Jolles, André, *Einfache Formen: Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorable, Märchen, Witz*, WBD, Darmstadt ²1958, 202 f.; einsichtsvoll dazu: Martínez, Matías, *Memorable – Sage – Legende. Einfache Formen in Zacharias Werners „Der vierundzwanzigste Februar“ und Pedro Calderón de la Barca „La devoción de la cruz“*, in: Bohnenkamp, Anne – Martínez, Matías (Hgg.), *Geistiger Handelsverkehr. Komparatistische Aspekte der Goethezeit*, Wallstein, Göttingen 2008, 287–310). Nach Rodis Ausdruckslehre erhält der Begriff des „Memorable“ eine zusätzliche Bedeutung, da er ihm zurfolge nicht (nur) eine „Spur“, sondern das „Mal“ einer über den Rahmen desselben Erzählstoffes hinausgehenden Signifikanz bezeichnet. Es transzendiert die bloße Erinnerung und zielt auf ihre aktualisierende Aufführung. Die Bedeutung des französischen Wortes „mémorial“, das bekanntlich auch von Blaise Pascal verwendet wurde, ist damit ebenso verwandt wie die der Performativität.
- ¹⁰ Vgl. Nitsche, Bernhard – Remenyi, Matthias (Hgg.), *Problemfall Offenbarung. Grund – Konzepte – Erkennbarkeit*, Herder, Freiburg i. Br. 2022, insb. 89–180; 289–316, 340–373.

- ¹¹ Ein ähnliches Gemeinschaftsprojekt wie das von Barbara Cassin für die Sondersprache der christlichen Theologie bleibt noch ein Desiderat. Diese Feststellung möge zunächst als kollegiale Anregung an die theologische Gemeinschaft gelten. Dieses Buch, das im 1700. Jubiläumsjahr des Ersten Ökumenischen Konzils von Nizäa (325) erscheint, möge als Prämisse für die Legitimität und Notwendigkeit eines solchen Unterfangens dienen.

